

XX André Gide.

Zum 60. Geburtstag am 22. November.
Von Hanns Herland.

206
1/2

Es wird viel überseht heutzutage, wahllos und Ueberflüssiges. Die deutsche Manie der Selbstunterschätzung, in jedem Jahrhundert die Gestalt wechselnd, öffnete weit die Tore unseres Geistesbezirkes, läßt all und jedes Ding, das die fremde Marke aufweist, passieren. Die Geschichte kennt diese Erscheinung des deutschen Wesens. Erkenntnis des Weltgeistes, Wissen um den gedanklichen Stand und den Ideenfundus außerdeutscher Kulturbezirke mögen hohe Bildungswerte repräsentieren, wohlthätige schöpferische Reaktion und Befruchtung des deutschen Geistes herbeigeführt haben. Doch heute lenkte das Zielzueile den Blick vom Einzigenartigen fort. Der Weg des Erkenntnisstrebens wurde durch die Ebene gebahnt, und über der unterhaltfamen, abwechslungsreichen Vielfalt ihrer Formation verzagte man, in Tiefen zu graben und Höhen zu erklimmen. Die unechten Berlen genügen der Gegenwart, die echten leuchten nur wenigen.

Kommt hinzu, daß der Geschmack der Mode den Poeten verbannte. Im Siegeslauf der Nüchternheit wurde der Alltag gedehlt und unter dem Pseudonym der „Sachlichkeit“ literaturfähig gemacht. Romane werden bevorzugt. Und vornehmlich solche, die ein Minimum an Gedanklichem und an Formschönheit enthalten, durch ein Höchstmaß von fiebernder, interessanter, formensprengender Handlung entschädigen. Man liebt die Nervenanspannung, den Sinnenreiz des Stoffes. Wer sich zum Geist wendet, wer reine Schönheit verkündet, wird hier als intellektueller Sophist, holt als ungezügelter Idealist betrachtet.

Eine Blut übertragener, ausländischer Romanerzeugung suchte uns heim, aber die wenigen Autoren, um die es sich lohnte, fanden aus solchen Gründen wenig Widerhall. Diese Erscheinung vollzog sich bei einem englischen Dichter, dessen Wert in seinem vollen Ausmaße noch nicht genügend gewürdigt und nur einem kleinen Kreise erschlossen ist, bei Joseph Conrad, sie vollzog sich in ähnlicher Weise bei dem Dichter, über den heute aus feierlichem Anlaß zu sprechen ist, bei André Gide. Und gerade dieser Autor könnte, abgesehen von dem geistigen Niveau seiner Dichtung, auch aus nationalem Grunde Gegenstand eines erhöhten Interesses für uns sein: es ist selten im Bezirke der französischen Literatur, daß ein Dichter in solchem Umfange wie André Gide von großen Genies des deutschen Geistes befruchtet wurde. Seine Werke durchblättern, wird man nicht nur immer wieder die Namen Goethe, Schopenhauer, Nietzsche finden, sondern in der Tiefe seiner geistigen Fülle einen unverkennbaren Einfluß des deutschen Geistes, wie er sich in diesen großen Verkündern ausdrückte, entdecken.

Undenkbar, das Werk des Dichters Gide in flüchtiger Darstellung auf eine Formel zu bringen. Schon, weil André Gide, heute als Sechzigjähriger unerschöpflich und unerschöpflich, fast in jedem Jahre ein neues Dokument seiner Vielseitigkeit herausgibt. Seine Bedeutung für die moderne französische Literatur ist nicht abzuschätzen: man spricht geradezu von einem „Gidisme“ in Frankreich, und die wertvollsten französischen Autoren verzeichnen in Gide den unumschränkten Geistesführer und richtunggebenden Meister. Diesem literarisch-philosophischen Einflusse gegenüber tritt die Volkstümlichkeit Gides sogar in seinem Vaterlande zurück. Selbstanklagen seines Lebens haben ihn eher berühmt gemacht als eine wirkliche Kenntnis seines Wertes, das der Masse verschlossen blieb. Und neben jenen schwärmerisch Liebenden gibt es in den intellektuellen Sphären Frankreichs vereinzelt Hassende, die die „verblendeten Gidebegeisterten“ beschwören, dem „anliegenen teuflisch-dämonischen Einfluß“ dieses vielumtrittenen Dichters Einhalt zu tun.

Gides Wesenart ist dämonisch, aber in anderem Sinne, als jene Angsterfüllten meinen. Der Dämon des

an Licht und Wahrheit ringenden, das Fieber des Christlichkeitsfanatismus treibt diesen Dichter in die Höhe, eine dunkle, seltsame Macht, die an die Seelenanspannung mittelalterlicher Menschen gemahnt. Das wird offenbar, wenn man die Selbstbiographie Gides liest, die bislang nur die Jugendzeit des Dichters umfaßt und jüngst in deutscher Uebersetzung unter dem Titel „Stirb und Werde“*) — das Symbol des Weizenkornes aus dem Johannesevangelium! — erschien. Zuerst ein Dunkel: freudlose Kinderzeit, unglückliches Naturell, streng puritanische Erziehung, frühe Zweifel, trübe Färbung des Daseins. Aber Unglück ist für Gide schöpferische Quelle, der Wahrheitsdrang zwingt zum Schaffen, zur Klarheit. „Ich bin ein kontradiktorisches Wesen“, heißt es einmal, „alles in mir bekämpft und widerspricht sich“. Ein Wort, dessen Bedeutsamkeit in jedem Werke Gides von neuem sinnfällig wird. Und das erste Ringen des hugenottisch-protestantischen Gide ist nach dem Licht, das aus der herben Frühzeit heranzuleuchten soll. Um religiöse, christliche, moralische Rätsel geht es. Tief eingedrungen in die christliche Lehre, in den Sinn des biblischen Wortes, dann von Skrupeln, vom Gewissen gepeinigt — Symbol wird das Bild des Prometheus, an dessen Leber der Geier frist — wirft der junge Gide die Frage auf: „Im Namen welchen Gottes, welchen Ideals verbietet ihr mir, nach meiner Natur zu leben? Und wohin würde diese Natur mich führen, wenn ich ihr einjaug folgte? Heißt Gott selbst solchen Zwang?“ Er kämpft um Lösung dieses Widerspruches, den er beim Erwachen seiner Individualität gegenüber dem Sittengesetz Christi empfindet. Doch eben der Zweifel, die Wirrnisse, das Dunkel wird zum schöpferischen Anlaß: „Mich befiel ein Ahnen, als ob dieser verstimmende Dualismus sich in eine Harmonie auflösen könnte. Und alsbald verklärte sich mir das Erstrebende dieser Harmonie zu meines Daseins Zweck und Sinn.“ Ein wenig später heißt es: „Wir konstruieren uns ein Ideal des Gleichgewichts, innerer Fülle und Gesundheit. Das war, glaube ich, mein frühestes Trachten nach dem, was man heute „Klassizismus“ nennt.“ Ihm, der bisher in der heiligen Schrift lebte, wird es dann erschütterndes Ereignis, daß er in jener Zeit zum ersten Male eine längere Reise ohne Mitnahme der Bibel antritt. „Ich weiß heute noch nicht“, schreibt nachmals der fünfzigjährige Gide, „ob ich mich jemals von Christus trennen habe.“

Folgend einem Zwange zu schaffen, immer neuen Geistesproblemen Lösung und Sinn abringend, in steter Färbung der inneren Spannung und dennoch Stufe für Stufe den Weg hinanspreitend, der zu jener Würde und Schönheit des Klassizismus, zur künstlerischen Form, zum Nüchternem schlechthin hinführt, dokumentiert Gide jedes Stadium seiner Entwicklung durch ein dichterisches Werk, gleichsam sich selbst befreiend durch die künstlerische Tat. Gerade jene Selbstbiographie bezeugt, wie eng verbunden die Dichtung Gides mit dem Leben und Erleben des Menschen Gide ist. Sie offenbart die hohe, ernste Auffassung Gides von der Berufung des Künstlers, die ihm eine einsame Stellung unter den vielen berufsmäßigen Romanenschreibern der Gegenwart einräumt. Er schafft um der Kunst willen, aus innerem Anlaß, operiert der Kunst des Publikums keinen Tribut. Bezeichnend, daß viele seiner Werke anfangs nicht in populären Ausgaben erschienen, sondern nur einem ausgewählten Kreise zugänglich waren.

Unzählige kritische Schriften, unter denen sich bedeutende Worte über das deutsche Wesen, über Nietzsche, Goethe und Dostojewski finden, werden ergänzt durch eine Reihe von Erzählungen, denen der Autor selbst den Namen „Roman“ verweigerte. Das erste Werk, dem er diesen

*) Erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, die eine Gesamtausgabe der Werke Gides veranlaßt.

BERLINER
Am Steuer des Kraftwagens / Kunst- Welt- Wissen
mit Roman / Der deutsche Roman / Der Kunst- Welt- Wissen
Wöchentlich 12 Ausgaben
mit den ständigen Belegungen

Titel verlieh, sind die „Falschmünzer“, gleichzeitig das einzige Buch Gides, das in Deutschland stärkere Beachtung fand und das doch aus Gründen, die der Schreiber dieser Zeilen früher auseinanderzusetzen versuchte, am wenigsten die geistige Unmittelbarkeit der sonstigen Dichtung Gides aufweist. Als ein bedeutsames Experiment, die innere Gedankenfülle in neuartiger Form zu bändigen, scheint dieser Roman interessant genug; aber es bleibt eine unauflösbare Spannung in ihm, der Mangel eines konzentrierenden Willens. Und gerade die Verbindung von Ideenreichtum und immer gestraffterer poetischer Form, von sinnlichster Hingabe an die Landschaft und geistigster Ambition, von ethischer, religiöser, philosophischer Problematik und vitaler Kraft zeichnet die sonstige Dichtung Gides aus, das Zweifelhafte, sinnlich Geistige seines Werkes. Zwecklos, viele Namen zu nennen, von dem pessimistischen Klange des „Immoralist“ (1902) zu sprechen, von den seltsamen Geschehnissen in „Nafabelle“, von der Erzählung „Die Verliebe des Vatafan“, in der überlegene Carlasmen blühen, von dem jüngst übertragenen Band „Schule der Frauen“, von der Symbolik der „Sümpfe“ und der „Rückkehr des verlorenen Sohnes“, die Rilke ins Deutsche dichtete. Die unübersichtliche Vielfalt des Dichters, dieses eigenartige Sichtfertigen

im Stoff, das oft wie eine geheimnisvolle Macht berührt, kann durch solche Aufzählung nicht offenbar werden. Ein Hinweis auf die beiden schönsten Bände „Pastoral-symphonie“ und „Die enge Pforte“ genügt. Gide, klassifiziert, Menschen als Ideensymbole gestaltend, schaffend aus dem Widerstreit mannigfacher Elemente, ein Dichter, in dessen Werk der Wissensdrang der Aufklärung, das dunkle Sehnen des Mittelalters, gallische Grazie, Nietzsche's Philosophie des „jenseits von Gut und Böse“, puritanisch-christliche Strenge, griechische Würde, romantische Erzählungstechnik sich paaren, erreicht dennoch eine hohe Geschlossenheit des Ausdrucks. Er ist Künstler der Form, der Sprache, und immer wieder erweist er sich als Erbe der Romantik, nicht nur in der Unterordnung der Romanthandlung unter die in aphoristischer Form geprägten Maximen und Erkenntnissätze. Gide, der Geistesaristokrat, kennt nur das Individuum, das Private, den Menschen als zeitloses, ewiges Problem, darüber hinaus höchstens einen beschränkten Kreis von Intellektuellen, einen Gesellschaftsausschnitt. Die Masse Mensch als Gegenwartsproblem bleibt ihm fremd. Unbeeinflusst scheint er von den vielen Stilverwirrern, die seit der Jahrhundertwende einmal das Kollektivwesen, dann wieder den Typus Mensch als dichterisches Problem feierten. Der

Mensch schlechthin, mit seinen Fesseln und Verirrungen, mit seinen Trieben und seinem Streben, der Mensch als Herrscher und Beherrschter, als Objekt der hemmungslosen Lust und der Gewissensqual, der Mensch, in dem Naturtrieb und Sittengesetz, grenzenlose Hingabe an den Genuß und das Hemmnis der Pflicht, der Verantwortung widerstreiten, ist sein Thema. Nur in den „Falschmünzern“ ist Dokumentierung von Zeitgeschichte versucht: selbst hier überwiegt das Interesse an der Erfassung des Individuums, Standort bleibt das „Ich“, die soziale Welt steht im Hintergrund. Auch das unterscheidet Gide von den vielfach unglücklichen Bemühungen moderner Autoren, Zeitreportage statt Dichtung zu erreichen. Trotz der „Fernhaltung“ des klassisch Gerichteten, trotz der Objektivität des Erfahrungsreichen, die mancher als Kühle auslegt, stutet abseits von der sinnlichen Erregtheit von der triebhaften Lust seiner Menschen

ein Meer von Liebe in der Dichtung Gides, von schmerzlicher und heilender Liebe.

Es ist schwer, Gide einhellig zu deuten: die Vielfalt seiner Farben und Formen, seiner Beziehungen blendet, die Sprache des geistigen Stoffes fordert selbsttätiges Miterleben. Doch es sei wiederholt: er scheint einer der wenigen ausländischen Autoren, dessen Bekanntheit lohnt. Die deutsche Natur öffnet sich williger dem Schwerm, Tiefen, dem komplizierten Geist, weniger der leichten Unterhaltbarkeit. Das darf selbst heute behauptet werden, wo bisweilen ein anderer Schein die Wahrheit überblendet. André Gide liegt um seiner Herbeheit und strengen Geistigkeit dem deutschen Wesen mehr als viele der heute gern übertragenen, ausländischen Schriftsteller, deren Armut der Lebensschilderung nicht die Armut des Gedankenwertes verhüllen kann.